

Hierarchie auf Zeit?

Zur Eigenart der therapeutischen Beziehung in der Psychoanalyse

1. Vorbemerkung

Auslöser für die nachfolgenden Überlegungen war meine Bekanntschaft mit *Rupert Riedls* Abhandlung „Die Ordnung des Lebendigen“ (1990), vor allem mit dem Abschnitt über „Die Ordnung der Hierarchie“ (188 ff.) und hier wiederum besonders mit der Hypothese, biologische Ordnung und die Ordnung der Zivilisation unterlägen ein und demselben Gesetz (189 f., 267, 299 ff., 404 ff.). Wenn beide Ordnungen in gleicher Weise determiniert waren, dann mussten alle sozialen Beziehungssysteme, unabhängig von Umfang und Komplexität, hierarchisch geordnet sein.

Was für vielgliedrige Systeme mit dauerhaften, zweckgerichteten Beziehungen der Subsysteme untereinander (wie Gesellschaften, Organisationen, Großgruppen) ohne weiteres einleuchtete, schien allerdings auf weniggliedrige Systeme, in denen die Beziehungen freiwillig und spontan zustande kommen und wieder gelöst werden können (wie Liebesbeziehungen, Freundschaften) oder die von vorneherein nur auf eine begrenzte Dauer angelegt sind (wie kurzfristige Kooperationen), weniger zuzutreffen. Wie wären in diesem Zusammenhang psychotherapeutische Beziehungen einzuordnen, die, wenn es sich nicht gerade um gruppentherapeutische Verfahren handelt, aus nur wenigen, wenn nicht gar aus zwei Gliedern (Therapeut – Patient) bestehen?

Asymmetrien in der Beziehung zwischen Therapeut und Patient werden in der psychoanalytischen Literatur immer wieder diskutiert (vgl. *Loch* 1974, 430 ff.; *Stone* 1993; *Hardt/Vaihinger*, Hg., 1999), wenn-

gleich dabei in der Regel nicht von „Hierarchien“ gesprochen wird, sondern von der „Autorität“, „Macht“ und „Herrschaft“ des Analytikers, von seinem „Einfluss“ oder von seiner (faktischen oder vom Patienten unterstellten) Rolle als „Aufklärer“, „Lehrer“, „Ratgeber“, „Erzieher“, „Vorbild“, „Vermittler“, „Friedensstifter“ oder „Elternersatz“ (sämtliche Rollenbezeichnungen bei *Freud 1999*). Außerdem geht es in diesen Diskussionen nicht um eine phänomenologische oder empirische Deskription der Beziehung an sich, sondern um deren Funktionen im Hinblick auf die Verbesserung der psychischen Situation kranker und durch ihr Leiden in ihrer selbständigen Lebensführung beeinträchtigter Menschen. Inwieweit die psychoanalytische Theorie der therapeutischen Beziehung ein evolutionstheoretisches Konzept zivilisatorischer (kultureller, sozialer) Ordnung bestätigt oder nicht, stand bisher nicht zur Debatte (im Gegensatz z.B. zur psychoanalytischen Theorie der psychischen Struktur; vgl. *Schmidbauer, Hg. 1974*). Aber das muss nicht bedeuten, dass das Nachdenken darüber unfruchtbar wäre. Riedl selbst hat angeregt, die Ordnungsmuster der Evolution, hier das Ordnungsmuster der Hierarchie, hypothetisch zur Analyse kultureller Phänomene zu nutzen. Das soll hiermit geschehen.

2. Zur Verständnis von Ordnung und Hierarchie bei Rupert Riedl

Für Riedl ist die biologische Ordnung, d.h. die Ordnung der Lebensprozesse, eine durch Kausalitätsgesetze bestimmte molekulare Ordnung, in der sich vier Ordnungsprinzipien (Hierarchie, Interdependenz, Norm, Tradition) ausfindig machen lassen. Er benennt zwar das Problem, dass in komplexen Strukturen „die Kausalitätszusammenhänge“ nicht mehr verfolgt werden können, (*1990, 109*), sieht aber keine Möglichkeit, vom Kausalitätsprinzip abzugehen, weil sich sonst „die Biologie ihrer eigenen Grundlagen beraubte“ (*1990, 115*).

Der Behauptung einer kausalen Ordnung auch dort, wo ihr empirischer Nachweis nicht möglich ist, liegt die in unserer Denkgeschichte

oft erörterte Frage zu Grunde, wie sich erkennendes Subjekt und zu erkennendes Objekt zueinander verhalten, anders: ob die Ordnung der Natur etwas Vorgegebenes oder eine Projektion unseres geordneten Denkens ist. Wie die Antwort Riedls aussehen wird, lässt sich bereits erahnen. Ich möchte aber einige andere Lösungsversuche vorausschicken.

- Jean Piaget (1937) hat bereits in den 30er Jahren festgestellt, wie sehr der menschliche Organismus auf das Ordnen des Wahrgenommenen angewiesen ist, wenn er nicht von der Fülle der Erfahrungen überwältigt werden soll. Schon der Säugling beginnt Einzelheiten zu isolieren, die sich zu wiederholen scheinen. Wiederholung und Regelmäßigkeit sind für Piaget die elementaren Werkzeuge für die Strukturierung der Erfahrungswelt. Aber Wiederholung ist eine Aktivität des Subjekts, eine assimilierende Aktivität, bei der es sein Augenmerk auf gleich oder vergleichbar Scheinendes richtet und davon Abweichendes ausblendet. Durch erfolgreiche Assimilation können Phänomene, die sich wiederholen, miteinander in Beziehung gebracht werden, damit eine relativ zuverlässige Verbindung oder, wenn möglich, eine kausale Verbindung geschaffen werden kann. Was der Säugling durch ein auf Wiederholung ausgerichtetes Handeln hervorrufen muss, kann der Erwachsene und erst recht der Wissenschaftler durch Überlegung und Abstraktion vorwegnehmend erreichen. Aufgrund seiner praktischen Erfahrungen und deren theoretischer Verarbeitung ist er in der Lage, sich einen plausiblen oder kausalen Zusammenhang vorzustellen, nach möglichen Verbindungen zwischen Dingen und Ereignissen zu suchen, diese Zusammenhänge zu überprüfen und sie dann in ein theoretisches System, d.h. in ein Ordnungsmuster zu bringen (Piaget 1937; vgl. v. Glasersfeld 1998, 15 ff.; 2001, 45).
- In ihrem Buch „Die Evolution der Physik“ von 1950 vertreten Albert Einstein und Leopold Infeld die Ansicht, dass wir von der

Welt jenseits unserer Erfahrung kein Wissen erlangen können, weil wir die Konzepte, mit denen wir unsere Erfahrungen organisieren, selber hervorbringen, weil die Modelle, die wir als Erklärung betrachten, unsere Erfindung sind und weil wir diese Modelle dann als brauchbar ansehen, wenn sie mit unseren Beobachtungen übereinstimmen (1950, 46 f.; v. Glasersfeld 2001, 46).

- Ernst von Glasersfeld, der sich bei seinem konstruktivistischen Wissenschaftsverständnis auf Piaget und Einstein/Infeld stützt – bei Piaget besonders auf den Zusammenhang zwischen Selbstorganisation und Organisation der Welt (*Piaget 1937, 311*; v. *Glasersfeld 1998, 16*), bei Einstein/Infeld vor allem auf das Verständnis der Realität als „Black Box“ (v. *Glasersfeld 2001, 46 f.*) –, geht gleichzeitig über beide hinaus, wenn er einen „Grundsatz“ postuliert, „der für die herkömmliche Erkenntnistheorie unannehmbar ist. Der Grundsatz lautet, dass die Lösung oder Erklärung eines Problems, auch wenn sie sich noch so gut bewährt, nie als die einzig ‚richtige‘ betrachtet werden kann. Es ist zwar oft der Fall, dass wir für ein spezifisches Problem im Augenblick nur eine brauchbare Lösung haben, aber das berechtigt keineswegs zum Schluss, dass andere nicht möglich wären... Wenn eine Problemlösung... funktioniert und erfolgreich ist, dann spricht der Konstruktivist von ‚Viabilität‘. Das könnte man etwa als ‚Gangbarkeit‘ übersetzen, denn das bedeutet keinerlei Exklusivität, sondern legt nahe, dass andere Wege möglich sind“ (1998, 17).
- Obwohl Rupert Riedl Sigmund Freud (neben Jean Piaget und Konrad Lorenz) zu den „Heroen“ zählt, die sich in die Tiefe „jenseits unseres Bewusstseins“ wagten (1998, 7), so lag ihm doch nichts ferner, als sich bei der Darstellung der evolutionären Erkenntnistheorie ausgerechnet auf den Begründer der Psychoanalyse zu beziehen. Dabei beschreibt Freud in seiner 1927 erschienenen Schrift „Die Zukunft einer Illusion“ (XIV 1999, 323 ff.) sein Wissenschaftsverständnis in einer Weise, die ihn zwischen Piaget und v.

Glaserfeld rückt und die zugleich die Türe zum evolutionstheoretischen Denken öffnet: „Man hat...versucht, die wissenschaftliche Bemühung radikal zu entwerten durch die Erwägung, dass sie, an die Bedingungen unserer eigenen Organisation gebunden, nichts anderes als subjektive Ergebnisse liefern kann, während ihr die wirkliche Natur der Dinge außer uns unzugänglich bleibt. Dabei setzt man sich über *einige Momente hinweg, die für die Auffassung der wissenschaftlichen Arbeit entscheidend sind, dass unsere Organisation, d.h. unser seelischer Apparat, eben im Bemühen um die Erkundung der Außenwelt entwickelt worden ist, also ein Stück Zweckmäßigkeit in seiner Struktur realisiert haben muss, dass er selbst ein Bestandteil jener Welt ist, die wir erforschen sollen, und dass er solche Erforschung sehr wohl zulässt, dass die Aufgabe der Wissenschaft voll umschrieben ist, wenn wir sie darauf einschränken zu zeigen, wie uns die Welt infolge der Eigenart unserer Organisation erscheinen muss, dass die endlichen Resultate der Wissenschaft gerade wegen der Art ihrer Erwerbung nicht nur durch unsere Organisation bedingt sind, sondern auch durch das, was auf diese Organisation gewirkt hat, und endlich dass das Problem einer Weltbeschaffenheit ohne Rücksicht auf unseren wahrnehmenden seelischen Apparat eine leere Abstraktion ist, ohne praktisches Interesse*“ (XIV 1999, 380; Hervorhebungen durch H.H.).

Dass unser psychischer Apparat im Zuge der Evolution sich in der Auseinandersetzung mit der Welt entwickelt hat und dass er selbst der zu erforschenden Welt angehört, würde Riedl bedenkenlos unterschreiben. Das gilt grundsätzlich auch für dessen Zweckhaftigkeit. Aber Riedl würde hier wohl eine Erweiterung verlangen, die Freud wahrscheinlich nicht mitgetragen hätte. Denn dass die Ordnung des psychischen Apparates und die Ordnung des Lebendigen „Fälle desselben Gesetzes“ sein sollten (Riedl 1990, 267) – einer solchen Vorstellung hätte vielleicht der frühe Freud zustimmen können, als er noch auf der Suche nach einem physiologischen Ort des Unbewussten war (X 1999, 263 ff.), aber sicher nicht mehr der Freud der späteren

Jahre. Dafür hatte sich sein Konzept vom Unbewussten zu weit von einer Kausalität im naturwissenschaftlichen Sinne entfernt (vgl. *XIII 1999*, 235 ff.).

Das aber ist es, was Riedl ohne Einschränkungen postuliert: 1. Die Ordnung der Natur ist durch die Naturgesetze bedingt (1990, 114). 2. Die Ordnung der Natur ist daher keine Projektion unseres geordneten Denkens (1990, 115). 3. Die „Grundmuster der organischen Ordnung (sind) gleichzeitig die Voraussetzungen unseres Denkens“ (*ebd.*). – Dem zu erwartenden Zwischenruf v. Glasersfelds: „Viabilität!“ würde Riedl entgegenhalten, dass er keinen anderen gangbaren Weg sehe. Im übrigen solle der Konstruktivist erst einmal die empirischen Befunde falsifizieren.

Nun geht es, wie der Titel des Beitrags anzeigt, an dieser Stelle nicht um Riedls Verständnis von Ordnung als solcher, sondern um das von ihm angenommene Ordnungsmuster der „Hierarchie“: *„Die Ordnung der Hierarchie,“* so definiert er, *„ist durch Merkmale (oder Begriffe) gekennzeichnet, deren Geltungsbereiche, ohne dass sich ihre Grenzen schnitten, ineinander verschachtelt sind; wobei meist mehrere gleichrangige Unterbegriffe innerhalb der Oberbegriffe vorkommen. Dabei bestimmt der Oberbegriff die Bedeutung seiner Unterbegriffe und diese gegengleich dessen Inhalt“* (1990, 188; Hervorhebung durch R.R.).

Die Definition ist zwar formal uneindeutig, weil sie zunächst Merkmale und Begriffe in eins setzt, dann aber nur noch von Begriffen spricht, während die Merkmale offenbar unausgesprochen mitgemeint sind. Inhaltlich jedoch ist klar, worum es geht: Riedl verwendet „Merkmal“ und „Begriff“ synonym (1990, 189). Auch wenn er den Zusammenhang von biologischen Merkmalshierarchien und dem hierarchisch ordnenden Denkapparat nicht beweisen kann, so spricht er doch von einer „Notwendigkeit unseres Denkmechanismus“ (1990, 267), die weder Zufall noch Projektion noch bloße Analogie sei

(ebd.). Hierarchie des Lebendigen, Hierarchie der Zivilisation und hierarchisch ordnendes Denken beruhten auf demselben Gesetz (*ebd.*).

Eingangs habe ich die Frage aufgeworfen, ob das Prinzip „Hierarchie“, dessen Gesetzmäßigkeit und Funktionalität im Rahmen der biologischen Lebenszusammenhänge unbestritten ist, die Ordnungen der Zivilisation in gleicher Weise determiniert. Die Beispiele, die Riedl anführt (z.B. Stände, Klassen, Industrie, Kirche, Militär, Staat), entstammen alle den großen Organisationen, die ohne hierarchische Gliederungen weder überlebensfähig noch effektiv wären (vgl. 1990, 268). Auf sie trifft zu, was er als den eigentlichen Sinn der Hierarchiebildung ansieht: „Viel Ordnung aus wenig Gesetz; viel Sicherheit aus einem Minimum an Denken“ (1990, 267). Aber wie steht es mit jenen Beziehungsformen, in denen es nicht um Nachrichten-, Befehls- und Kompetenzübertragung oder um die Ökonomie des Handelns geht, wo weder die Vermeidung von Fehlern noch die eindeutige Definierbarkeit der Geltungsbereiche im Vordergrund steht (vgl. *ebd.*)?

An dieser Stelle ist ein historisch-soziologischer Umweg einzuschlagen: In der ausgehenden Antike, also in der Epoche eines noch naiven Realismus, in der zusätzlich zur empirisch erfahrbaren Welt eine quasi-empirische, durch „Offenbarung“ zugänglich und im „Glauben“ erfahrbar gemachte Welt angenommen wird, wird die reale politisch-gesellschaftliche Ordnung des Kaisers Konstantin auf die jenseitige „Welt“ projiziert, um dann, als „heilige Ordnung“, eben als „Hierarchie“ rückgespiegelt, zur Begründung einer nach Rängen gegliederten, pyramidenförmigen Ordnung von Kirche und Gesellschaft herangezogen zu werden (*Hartfiel 1976, 261*). Die kirchliche Hierarchie gibt den Idealtypus ab für soziale Systeme mit genau beschriebenen Über- und Unterordnungen, in denen Entscheidungsbefugnisse, Kommunikationswege und Zuständigkeiten von der obersten Spitze bis zu einem sich immer weiter verzweigenden Unterbau festgelegt sind und in denen horizontale gegenseitige Abhängigkeiten oder soziale Aktivitä-

ten von übergeordneten Stellen zugelassen sein müssen, weil sie nur dann als systemkonform angesehen werden (*ebd.*).

Hierarchien der beschriebenen Art hatten in der Vergangenheit eine wichtige Funktion als Herrschaftsinstrumente inne und haben sich bei der Lösung gleich- bleibender Aufgaben bewährt. Aber mit der Entwicklung der Demokratie, der Dynamisierung der Arbeitsverhältnisse, der Schwächung normierender und kontrollierender Instanzen und mit den von der menschlichen Lernfähigkeit her möglichen und durch die kulturelle Evolution geförderten individuellen Freiheiten sind diese Hierarchien vielerorts dysfunktional geworden. An die Stelle von Ordnungssystemen, die von oben her dekretiert, legitimiert und überwacht wurden, sind in zahllosen Lebenszusammenhängen soziale Ordnungen getreten, in denen die Beziehungen, Ziele und Transformationsprozesse überwiegend gegenseitig abgestimmt werden. Mit der Individualisierung der Moderne hat für jeden erkennbar die Zahl von kleinen sozialen Einheiten zugenommen (siehe Familienentwicklung, Geschlechterbeziehungen, Teams, Peergroups, Neigungsgruppen...), die sich ausdrücklich nicht mehr als Elemente umfassender Ordnungssysteme verstehen, die auch bewusst auf eine begrenzte Dauer angelegt sind und die daran zweifeln lassen, ob die in ihnen angelegten und gelebten Beziehungen noch als hierarchisch zu beschreiben sind, ob nicht viel mehr andere Ordnungsbegriffe wie Bezugssystem, Matrix, horizontales Rollensystem usw. fruchtbarer wären und der Blick von Anpassungsdruck und Anpassung als systemerhaltenden Leistungen nicht stärker auf andere Kriterien des Zusammenlebens gelenkt werden müsste wie Bindung, gegenseitige Gratifikation, Abgrenzung, die Ermöglichung von Ich-Leistungen und Identität und auf die Bedrohung von Beziehungen und Beziehungsleistungen gerade durch Merkmale, die einer hierarchischen Ordnung zugeschrieben werden.

Meine Vermutung geht also dahin, dass die kulturelle Evolution zu sozialen Ordnungen geführt hat, deren zentrales Merkmal nicht mehr

eine hierarchische Struktur ist, sondern die durch freie Wahl zustande kommen, deren Entstehungsmotive aus den Bedürfnissen der Beteiligten stammen, die sich an Angebot und Nachfrage orientieren, deren Zielsetzungen und Interaktionsregeln ausgehandelt werden und die sich dadurch auszubalancieren versuchen. Das Vorhandensein solcher Beziehungen schließt selbstverständlich nicht aus, dass die Beteiligten anderweitig in hierarchischen Ordnungen leben, die nach Riedls Ordnungskonzept funktionieren.

3. Die psychoanalytische Beziehung: Rahmen und Dynamik

Was sagt das Bisherige über therapeutische, insonderheit über psychoanalytische Beziehungen aus? Wenn es fraglich ist, ob der Begriff Hierarchie auf wenig gegliederte oder gar zweigliedrige Systeme Anwendung finden soll, dann müssen Ersatzbegriffe gesucht werden, die diese Struktur angemessener bezeichnen, d.h. die der möglichen Asymmetrie der Beziehungen und den damit verbundenen Dynamiken eher entsprechen. Ich lasse die Entscheidung darüber noch einen Augenblick offen und liste formale Kennzeichen der psychoanalytischen Beziehung auf:

- Die psychoanalytische Beziehung hat einen *rechtlichen Rahmen*. Die Psychotherapiegesetze nennen die Voraussetzungen, unter denen jemand den Beruf des Psychoanalytikers ausüben darf. Sie verpflichten ihn zudem auf einen ethischen Kodex. Der Patient hat unter bestimmten Voraussetzungen Anspruch auf Psychotherapie. Kassenpatienten benötigen eine ärztliche Diagnose und einen Überweisungsschein. Sie können sich in der Regel einen Therapeuten selbst suchen oder empfehlen lassen. Privatpatienten sind in jedem Fall frei, Therapeut und therapeutische Richtung zu wählen.
- Die psychoanalytische Beziehung hat einen *zeitlichen Rahmen*. Er betrifft sowohl die einzelne Stunde als auch die Behandlungsdauer.

Kontakte der Beteiligten über die Behandlungsstunden hinaus können durch besondere Umstände erzwungen werden (z.B. durch eine dramatische Verschlechterung des Befindens). Die Fortsetzung einer psychoanalytischen Beziehung als private Beziehung ist unüblich, die Mischung beider Beziehungsformen während der Therapie aus methodischen Gründen obsolet, unter berufsethischen Gesichtspunkten untersagt.

- Die psychoanalytische Beziehung ist immer auch eine *ökonomische Beziehung*. Sofern die Kassen nicht den ganzen Betrag übernehmen, sind Zuzahlungen erforderlich. Privatpatienten bezahlen über ihre Privatversicherungen, häufig mit Zuschlag, Nichtversicherte bezahlen die Gesamtkosten.
- Die psychoanalytische Beziehung hat in der Regel einen *festen Ort*, nämlich die Praxis des Therapeuten. Therapeutische Kontakte finden nur in Ausnahmefällen an anderen Orten (z.B. in einer Klinik) statt.
- Die psychoanalytische Beziehung wird vorläufig durch die *persönliche Anmeldung* des Patienten eröffnet. Die Art und Weise, wie das geschieht, bildet die ersten Vorstellungen voneinander und setzt den Prozess von „Übertragung“ und „Gegenübertragung“ in Gang, d.h. die gegenseitigen Phantasien, Gefühle und Erwartungen, die durch frühere, frühkindliche und vorbewusste Erfahrungen ihre spezielle Färbung erhalten.
- Die psychoanalytische Beziehung verdichtet sich im sog. *Erstgespräch* (Erstinterview); es entscheidet über die Aufnahme der Therapie. Der Analytiker versucht, sich ein möglichst genaues Bild vom Patienten und von seiner Krankheit zu verschaffen und nützt die Stunde, um die Dringlichkeit der Therapie, die Therapiebereitschaft des Patienten, dessen Fähigkeit, auf Fragen und Impulse zu reagieren, zu erkunden. Er versucht herauszufinden, ob eine

sprachliche Verständigung möglich ist und gibt zu erkennen, dass die Therapie die Mitwirkung des Patienten an der Bearbeitung seines eigenen „neurotischen Konflikts“ erfordert. Am Ende des Gesprächs steht die Entscheidung über die Aufnahme der Analyse. Der Analytiker kann die Beziehung beenden, wenn er das Gefühl hat, nicht mit dem Patienten arbeiten zu können, und ihn weiterempfehlen. Der Patient kann aus dem Erstgespräch den Eindruck gewinnen, dass ihm der Analytiker desinteressiert und abweisend begegnet, er kann das Gefühl haben, dass er von ihm weder verstanden noch geschützt wird und seinerseits eine Weiterführung ablehnen.

- Die psychoanalytische Beziehung ereignet sich im Rahmen eines „*Settings*“, das in der Psychoanalyse zwei Möglichkeiten vorsieht: Therapeut und Patient sitzen einander gegenüber oder der Patient liegt, während der Therapeut hinter dem Kopfende Platz nimmt. Der Patient wird über den Sinn der beiden Varianten unterrichtet und kann wählen. Das Setting kann während der Therapie variieren.
- Die psychoanalytische Beziehung ist *regelgeleitet*. Über die Regeln wird der Patient informiert. Der Analytiker verhält sich „abstinenter“, d.h. er bleibt mit seiner eigenen Lebensgeschichte und -situation außerhalb und vermeidet nach Möglichkeit alle Anordnungen und Ratschläge. Er praktiziert dem Patienten gegenüber eine „frei schwebende Aufmerksamkeit“, d.h. er versucht, die gesamte Kommunikationssituation zu erfassen: Gesprochenes, Unausgesprochenes, Ausdruck, Pausen, gestische und mimische Zeichen, Körperhaltung usw. Er bietet Deutungen an und animiert den Patienten zu Assoziationen und eigenen Deutungen. Seine „Kunst“ besteht darin, den Patienten spüren zu lassen, dass ihn sein Schicksal trotz der abstinenter Haltung bewegt und dass er mit ihm zusammen an der Lösung seines Problems arbeitet. Abstinenz ist nicht gleichzusetzen mit emotionaler Abwesenheit. Für den Patienten

ten gelten – bis auf seine Zuverlässigkeit hinsichtlich Bezahlung und Termine – keine Regeln.

- Die psychoanalytische Beziehung setzt eine *einzigste Differenz* zwischen den Beteiligten voraus: therapeutische Ausbildung und Kompetenz auf der einen und ein unlösbar erscheinendes, krankmachendes Problem auf der anderen Seite. Weitere denkbare Unterschiede wie Alter, Geschlecht, Bildung, ökonomische Situation, Status, Fähigkeit zur Selbstreflexion usw. sind nicht-konstitutive Variablen.

Für eine Bestimmung als Hierarchie gibt die psychoanalytische Beziehung schon aufgrund der mangelnden Systemkomplexität zu wenig her. Der Hilfesuchende tritt mit der Aufnahme der Therapie nicht in eine soziale Struktur mit zahlreichen Ebenen ein, die linear von oben nach unten ausgerichtet ist, und auch der Therapeut agiert nicht als Vertreter einer Organisation; er hat keine übergeordneten Interessen, sondern nur die des Patienten zu vertreten. Dennoch handelt es sich bei der psychoanalytischen Beziehung nicht um ein symmetrisches Verhältnis; auch die Rollen sind nicht reversibel, selbst dann nicht, wenn der Analytiker im therapeutischen Prozess mehr Aufklärung über sich selbst erhalten sollte als der Patient. Denn zweifellos befinden sich beide in unterschiedlichen Lebenslagen, psychischen Zuständen, neurotischen Konflikten und verfügen über unterschiedliche Möglichkeiten zur Selbsthilfe. Der Analytiker kann seine Rolle als Analytiker nur wahrnehmen, wenn er aktuell in der Lage ist, dem Patienten aus seiner Situation herauszuhelfen. In dem Augenblick, in dem ihm das gelungen ist, endet die Beziehung: „Der therapeutische Prozess ist durch das Paradox gekennzeichnet, dass einerseits der Therapeut dem durch die neurotische Erkrankung unmündig gewordenen Patienten als Lehrer und Geber potentiell verbindlicher sprachlicher Interpretationen gegenüberzutreten muss, zum andern aber am Ende des Verfahrens das derart gesetzte Machtgefälle aufgehoben werden und der Patient ins Freie kommen soll“ (Loch 1974, 430).

Diese Macht ist für den Patienten soziale und psychische Realität: soziale Realität, weil er sich den Konditionen und Regeln des Therapeuten fügen muss, psychische Realität, weil er seinem Gegenüber Einfluss auf sich zuschreibt, sich innerlich von seinen Entscheidungen abhängig macht, ihn als Maßstab für sich nimmt, sich von ihm kontrolliert fühlt, ihn als Ersatz für Liebesverluste ansieht, ihn zur moralischen Autorität erhebt, ihn als „Über-Ich“ installiert, ihm das „richtige“ Wissen und die „richtigen“ Techniken zutraut und ihn als ruhenden Pol gegenüber den eigenen Aporien ansieht (vgl. *Freud 1999, XIV, 255; Friedmann 1999, 247 ff.; McLaughlin 1999, 197; Stone 1993; Eckstaedt 1991, 233*).

In der Praxis kann sich das so äußern:

- Eine Patientin sagt beim Erstgespräch: „Zuerst wollte mein Mann, dass Sie mir helfen. Jetzt will ich es selber.“
- Eine Patientin mit suizidaler Tendenz fragt, als sie den Widerstand des Analytikers gegen ihre Selbstmordphantasien spürt, weshalb er denn Wert auf ihr Weiterleben lege.
- Ein Patient möchte die Therapie abbrechen. Nach dem Warum gefragt, antwortet er: „Ich möchte nicht, dass Sie entdecken, wie blöd ich bin.“
- Eine Patientin äußert die Befürchtung, der Analytiker könne die Therapie beenden. Beim Gespräch stellt sich heraus, dass sie Angst davor hat, vom letzten Menschen, der ihr noch etwas bedeutet, verlassen zu werden.
- „So cool wie Sie möchte ich auch einmal dasitzen können“, sagt eine Patientin zu ihrem Therapeuten.
- Auf die Frage des Analytikers beim Erstgespräch „Was kann ich für Sie tun?“ antwortet der Patient: „Ich weiß es nicht. Sagen Sie es mir.“
- Ein Patient träumt, er sähe seinen Analytiker irgendwo über einer Szene schweben. Der Therapeut sagt etwas. Der Patient versteht ihn nicht, aber er hat das Gefühl, er wäre nicht zufrieden mit ihm.

- Ein Patient steigt im Traum eine lange Treppe zur Praxis des Therapeuten hinauf. Der öffnet die Türe und sagt ihm, dass die heutige Stunde ausfallen müsse. Der Patient fühlt sich unendlich erleichtert.
- Eine Patientin träumt sich auf der Flucht vor einem riesigen Hund, der sie aber einholt und ihr einen Brocken Fleisch aus dem Arm reißt. Sie sieht diesen Traum als Ausdruck ihrer Angst, der Analytiker könne ihr Teile ihrer Lebensgeschichte entreißen, die sie nicht preisgeben will.
- Ein Patient sieht sich im Traum nackt in einer Badewanne stehen. Sein Analytiker steht im weißen Arztmantel neben ihm gleichfalls in der Wanne und wäscht ihm den Rücken. Der Patient uriniert in die Wanne. Der Urin mischt sich mit dem Duschwasser. Beide stehen in der ekligen Brühe. Der Patient denkt: Warum tut mein Analytiker sich so etwas an!

In der Regel zwingt die blanke Not den Patienten, sich an jemanden zu wenden, von dem Hilfe zu erwarten ist. Seine Hoffnung macht den Helfer in der Vorstellung des Patienten mächtig. Das gilt besonders für den Anfang des therapeutischen Prozesses, wenn der Patient noch nicht erfahren hat, dass die therapeutische Arbeit ohne seine Mitwirkung erfolglos bleibt, d.h. solange er noch in der „infantilen Position“ verweilt und alles Heil (Schutz, Rettung, Ordnung, Stärke, Liebe, Wegweisung, Konfliktlösung, Angstfreiheit...) vom Analytiker erwartet. Die Therapie müsste auch scheitern, wenn der Analytiker die zugeschriebene Macht zur Steigerung seines Selbstwerts gebrauchte, anstatt dem Patienten dabei zu helfen, sich über die unbewussten Gründe der Zuschreibungen klar zu werden und ihn damit aus dem Gefängnis seiner Infantilität und seiner „bisherigen Selbsttäuschungen“ (Loch 1974, 433) zu befreien.

Der Analytiker verfügt, wenn er erfolgreich arbeiten will, über klinisches und analytisches Wissen, reflektierte Lebenserfahrung, die Fähigkeit, das Unbewusste seiner Analysanden zu erspüren, zu verstehen

und für sie angemessen zu deuten, dazu über „Techniken“, mit denen sich seine Kompetenzen bei Menschen mit bestimmten psychischen Fehlentwicklungen und Notlagen hilfreich umsetzen lassen (*Parin/Parin-Matthèy 1997, 17 ff.; Loch 1974, 430*). Damit besitzt er Autorität. Sie ist legitim und bildet „einen unentbehrlichen und zentralen Aspekt seiner Arbeit“ (*Kernberg 1997, 144*), weil der Analytiker nur durch sie übergangsweise jene „Führungsfunktion“ und jenes Engagement wahrnehmen kann, das der Patient von ihm erwartet (*ebd.*). Der andere Teil seiner Autorität äußert sich als „formative activity“ (*R. Sterba, zitiert nach Loch 1974, 432*), als ergründende, deutende, Zusammenhänge herstellende, ordnende Tätigkeit. Freud hat in seiner Schrift „Bemerkungen über die Übertragungsliebe“ (*1999, X, 320 ff.*) vor dem „furor sanandi“ gewarnt und den Analytiker lieber in der Rolle des Forschers gesehen. Sie lässt dem Patienten, auch wenn er zeitweilig das Wertsystem des Therapeuten als Stütze braucht (vgl. *Loch 1974, 434*), genügend Spielraum für eigenes Denken, eigene Deutungen und eigene Entscheidungen (*Freud 1999, X, 320*). „Forschungsleidenschaft“, so Werner Loch, „falls in klarer, authentischer Weise vom Psychoanalytiker vorgelebt, kann vom Patienten besser toleriert werden, zwingt ihn nicht zu einer positiven oder negativen Identifikation mit einem solchen Verhalten, weil ihm ständig die Möglichkeit der Korrektur aller ‚Befunde‘, aller Aussagen des Analytikers offen bleibt, insofern ja keine inhaltlichen Forderungen, keine fixierten Erwartungen aufgestellt werden“ (*1994, 441 mit Bezug auf Freud 1999, XIV, 533 ff.*). „Wenn die Psychoanalyse“, so Loch weiter, „vor allem eine Forschungsmethode ist..., dann ist ein wesentliches Merkmal ihres Erfolges, dass der Patient oder Klient... diese Methode annehmen muss, also sich, nachdem er sich ihr unterworfen hatte, ihrer bedienen kann. In diesem Prozess kommt dem Analytiker eine Lehrfunktion zu, der er sich nicht entziehen kann und darf. Freilich, die Paradoxie, die hierin liegt – dass wir den Zwang der Methode, diese Bahn des Weges bejahren müssen, um in Unbekanntes und Unerforschtes zu gelangen – ,kann man wohl nicht aufheben, höchstens

aushalten. Und indem solches geschieht, erfahren Gesetz und Lehre aus ihrer Aufhebung ihre Legitimität“ (Loch 1974, 456).

Das zentrale Thema der psychoanalytischen Beziehung ist die Freiheit: der psychoanalytische Prozess als Vorgang, der von unbewussten, krankmachenden Konflikten befreit; der dem Patienten Raum lässt für eigene Deutungen; der ihm Möglichkeiten einräumt, sich aus der Abhängigkeit von dem als mächtig phantasierten Analytiker zu lösen; der sein wichtigstes Ziel darin hat, dass der Patient sein eigenes Gesetz findet und der kulturellen Ordnung, in der er lebt, aus eigener Entscheidung zustimmen kann, sofern sie seiner inneren Ordnung entspricht. Freud hätte dieses Ziel mit „Annahme des Realitätsprinzips“ umschrieben (z. B. 1999, XIV, 228, 426 f.).

Wenn der Hierarchiebegriff in diesem Zusammenhang überhaupt Verwendung finden soll, dann handelte es sich bei der psychoanalytischen Beziehung allenfalls um eine „Hierarchie auf Zeit“. Aber sowohl die zeitliche Begrenzung als auch der in den Prozess eingewobene Befreiungsvorgang passt in keine kausale Ordnung im Sinne Riedls. Setzt also Freiheit als Produkt der kulturellen Evolution den Determinismus der biologischen Evolution außer Kraft?

Riedl findet auf diese Frage eine überraschende Antwort: Er verlegt das ökonomische Prinzip aller Ordnung (Vermeidung von Redundanz, Überzähligkeit, Reibungsverlusten...) in das Individuum. Die Inanspruchnahme individueller Freiheit wird dadurch zum Versuch, „die individuelle Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Redundanz zu vergrößern“ (1990, 413). Das sei, meint er, zunächst etwas Ungewöhnliches, ja Riskantes, weil unsicher sei, wie das Kollektiv darauf reagiere und weil ein solcher Schritt „dem allgemeinen Werden der Ordnung zuwiderlaufen, keine Anwendung finden, im Chaos enden“ könne (ebd.). Andererseits jedoch sei es auch denkbar, dass die Verwirklichung individueller Freiheit viel höhere Ordnungsformen auslöse (ebd.).

Diesen Aussagen im Potentialis (an denen der Psychoanalytiker nichts auszusetzen hätte) lässt Riedl eine These folgen, die weder an das vorher so ausführlich begründete und belegte kausale Ordnungsverständnis gebunden ist noch an die Antithese einer kollektiven Ordnung als Bedingungsrahmen für individuelle Freiheit: „Die höchste Freiheit,“ schreibt er am Ende seiner Abhandlung, „...ist die Anwendbarkeit größtmöglicher innerer Ordnung: Ein Triumph von Gesetz über (fremdbestimmte, H.H.) Identität“ (1999, 413).

Was im Duktus eines nomothetischen Satzes formuliert ist, wirkt allerdings eher wie ein Postulat oder, um ein Bild zu gebrauchen, wie ein Widerlager auf der anderen Seite des Flusses, das nicht verrät, wie die Brücke aussehen wird, die zu ihm hinführen soll.

4. Literatur

- ARGELANDER, H. (1970): Das Erstinterview in der Psychotherapie. - Darmstadt.
- BRENNER, Ch. (1999): Die Art des Wissens und die Grenzen der Autorität in der Psychoanalyse. - In: Hardt, J./ Vaihinger, A. (Hg.), Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung. Gießen, 31 ff.
- ECKSTAEDT, A. (1991): Die Kunst des Anfangs. Psychoanalytische Erstgespräche. - Frankfurt.
- EIBL-EIBESFELDT, I. (1980): Grundriss der vergleichenden Verhaltensforschung. - München, Zürich.
- EINSTEIN, A./ INFELD, L. (1950): Die Evolution der Physik. - Wien.
- FLADER, T./ VODAK-LEODOLTER, R. (1979): Therapeutische Kommunikation. - Königsstein.
- FREUD, S. (1999): Das Ich und das Es, GW XIII. - Frankfurt, 235 ff.
- FREUD, S. (1999): Das Unbehagen in der Kultur, GW XIV. - Frankfurt, 419 ff.
- FREUD, S. (1999): Das Unbewusste, GW X. - Frankfurt, 263 ff.
- FREUD, S. (1999): Die Frage der Laienanalyse, GW XIV. - Frankfurt, 207 ff.
- FREUD, S. (1999): Die Zukunft einer Illusion, GW XIV. - Frankfurt, 533 ff.
- FRIEDMANN, L. (1999): Überblick: Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung. - In: Hardt, J./ Vaihinger, A. (Hg.), Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung. Gießen, 247 ff.

- GLASERSFELD, E.v. (1998): Konstruktivismus statt Erkenntnistheorie. - In: Hug, Th. (Hg.), Technologiekritik und Medienpädagogik. Zur Theorie und Praxis kritisch-reflexiver Medienkommunikation. – Baltmannsweiler, 9 ff.
- GLASERSFELD, E.v. (2001): Stellungnahme eines Konstruktivisten zur Wissenschaft. - In: Hug, Th. (Hg.), Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung, Bd. 4. Baltmannsweiler, 34 ff.
- HARDT, J./ VAIHINGER, A. (Hg. 1999): Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung. – Gießen.
- HARTFIEL, G. (²1976): Wörterbuch der Soziologie. - Stuttgart.
- HOFFMANN, I. Z. (1999): Die verborgene und paradoxe Autorität der Präsenz des Analytikers. - In: Hardt, J./ Vaihinger, A. (Hg.), Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung. Gießen, 109 ff.
- KERNBERG, O. F. (1999): Die Autorität des Analytikers in der psychoanalytischen Situation. - In: Hardt, J./ Vaihinger, A. (Hg.), Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung. Gießen, 139 ff.
- LAPLANCHE, J./ PONTALIS, J.-B. (¹³1996): Das Vokabular der Psychoanalyse. – Frankfurt am Main.
- LAIMBÖCK, A. (2000): Das psychoanalytische Erstgespräch. – Tübingen.
- LOCH, V. (1974): Der Analytiker als Gesetzgeber und Lehrer. Legitime oder illegitime Rollen? - In: Psyche, 430 ff.
- LOHMANN, H.-M. (Hg. 1997): Das Unbehagen in der Psychoanalyse. – Gießen.
- MCLAUGHLIN, J.T. (1999): Macht, Autorität und Einfluss in der analytischen Beziehung. - In: Hardt, J./ Vaihinger, A. (Hg.), Wissen und Autorität in der psychoanalytischen Beziehung. Gießen, 97 ff.
- PARIN, P./ PARIN-MATTHÉY, G. (1997): Das obligat unglückliche Verhältnis der Psychoanalytiker zur Macht. - In: Lohmann, H.-M. (Hg.): Das Unbehagen in der Psychoanalyse. Gießen, 17 ff.
- PIAGET, J. (1937): La construction du réel chez l'enfant. – Neuchâtel.
- RIEDL, R. (1989): Vorwort zu M. Wimmer (Hg.): Freud – Piaget – Lorenz. Von den biologischen Grundlagen des Denkens und Fühlens. – Wien, 7 f.
- RIEDL, R. (1990): Die Ordnung des Lebendigen. Systembedingungen der Evolution. - München, Zürich.
- SCHMIDBAUER, W. (Hg. 1974): Evolutionstheorie und Verhaltensforschung. - Hamburg.
- STONE, L. (1993): Die psychoanalytische Situation. Entwicklung und Bedeutung. - Frankfurt.
- THOMÄ, A. (1981): Schriften zur Praxis der Psychoanalyse. - Frankfurt.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2003

Band/Volume: [2003](#)

Autor(en)/Author(s): Hierdeis Helmwart

Artikel/Article: [Hierarchie auf Zeit? Zur Eigenart der therapeutischen Beziehung in der Psychoanalyse 398-415](#)